



## II. Abtheilung: Mittheilungen.

### Meine Orientreise.

Von Dr. P. Thomas Aq. Weikert O. S. B. (St. Meinrad, Ind.)

#### Vorbemerkungen.

An Reiseschilderungen fehlt es heutzutage nicht. Dass Rom- und Jerusalemreisen mit ganz besonderer Vorliebe dargestellt werden, ist ja natürlich. Ueber die zwei grossen Centren der alt- und neutestamentlichen Offenbarung etwas zu vernehmen, interessiert eben immer gar manchen. An Inhalt, äusserer und innerer Form unterscheiden sich diese Darstellungen ungemein. Theils ist dies zu erklären aus dem Zwecke, den sich der Autor gesetzt, theils aus den Fähigkeiten desselben, die grossen und kleinen Eindrücke und Ideen zu einem schönen, harmonischen Ganzen zu verbinden. Manche erscheinen im schlichten Gewande eines Tag- oder Wochenblattes und vermitteln fast zu derselben Zeit, da der Schreibende sich auf Reisen befindet, seinen Freunden und Bekannten in der Heimat die gewonnenen Eindrücke, andere lassen lange auf sich warten oder kommen gar nicht, obwohl die Reisemappe bis oben mit den interessantesten Aufzeichnungen angefüllt war, oder sie kommen später in der ansehnlichen Form einer Broschüre oder in Buchform. Die frischgebackenen Zeitungsartikel sind mir immer etwas verdächtig gewesen. Da geht es oft kurios zu. Land und Leute werden im Fluge, im Nu, kennen gelernt, und nach dem Axiom „die ersten Eindrücke sind die besten“ werden Urtheile gefällt, Schlüsse gezogen, mit einem Worte Reiseskizzen gezeichnet, die in der That gar oft der Objectivität nicht recht nahe kommen. Wie soll das auch anders sein, wenn einer, der zum erstenmale Neapel besuchen will, schon in Rom vor der Abreise einen „famosen“ Zeitungsartikel über seine Eindrücke auf der Reise von Rom nach Neapel an eine grosse, wählerische Zeitung absendet! Und das ist vorgekommen.

Natürlich musste auch da der gute, alte Baedeker wieder einmal seine Dienste leisten. Doch das ist nicht immer der Fall. Es gibt so gediegene Schriften jeder Art, auch über Rom- und Jerusalemreisen, dass einem fast der Muth zum Schreiben vergehen möchte, wenn man die nach Form und Inhalt so anziehenden Beschreibungen liest. Ich selbst habe früher mit grossem Interesse gar manche gelesen und ich hätte mich kaum dazu verstanden, diese Arbeit zu veröffentlichen, wären nicht gewisse Factoren besonders schwer in die Wagschale gefallen, die mir schliesslich die Feder in die Hand gaben. Die drei hauptsächlichsten will ich hier anführen: Vor allem wurde ich in Rom von Oben hiezu aufgemuntert. Dann empfand ich es auch in meinem Innern recht sehr, diese Arbeit meinen guten Mitbrüdern hier in Europa und besonders in den Vereinigten Staaten (St. Meinrad, Ind.) gewissermassen schuldig zu sein. Und drittens schien dies mein längerer Aufenthalt im Oriente — vom 25. Sept. 1894 bis 30. April 1895, also mehr denn sieben Monate — fast zu fordern.

Reisebeschreibungen dieser Art habe ich in der letzten Zeit nicht gelesen, nicht aus Verachtung, sondern um Vorurtheile und Verzäpfung fremder Ideen zu verhüten. So dürfte auch manches Ergänzende und andere Ansichten Bekräftigende geboten werden. In einem Lande, wie in Palästina, wo das Reisen noch so primitiver Natur ist, wird eben dem einen oder dem anderen forschenden Auge Vieles entgehen, was von einem dritten oder vierten glücklich mitgenommen und als etwas ganz Charakteristisches für Land oder Leute erkannt und gewürdigt wird.

Wissenschaftliche Fragen und Hypothesen aus palästinensischer Geographie und Topographie, orientalischer Philologie und aus der Exegese, werde ich gelegentlich auf Grund meines gesammelten Materials andeuten, wenn möglich, in Kürze die Resultate der neuesten Forschungen angeben, aber auf eine längere Discussion der einzelnen Punkte werde ich mich nicht einlassen.

Hoffentlich bereitet die Arbeit diesem oder jenem meiner hochw. Mitbrüder und Freunde eine kleine Freude und stiftet auch etwas Nutzen. Die aufsteigende Skala, nach welcher Eindrücke der Aussenwelt auf den sie Aufnehmenden wirken, ist ja wohl bekannt: Zu unterst steht die Lecture eines Buches, dessen Autor der Leser nicht kennt; zweitens die Lecture eines Buches, dessen Autor der Leser kennt; drittens briefliche Mittheilungen; viertens mündliche Mittheilungen und fünftens persönliche Gegenwart — directer Empfang der Eindrücke aus den Dingen selbst. —

Meinen Reiseplan hatte ich schon vor zwei Jahren, vor den Herbstferien in 1893, zur Zeit der Reunion der hochwürdigsten Herrn Aebte in Rom, zusammengestellt. Durch Vermittlung des hochw. P. Denifle, O. Pr., erhielt ich von dem hochw. General

der Dominikaner, P. Andreas Fruehwirth, ein Empfehlungsschreiben an den hochw. P. Prior der Dominikaner von St. Etienne in Jerusalem. Ich konnte aber infolge der grossen Hitze meine Reise nicht sofort antreten, zumal ich schon früher in den Vereinigten Staaten zwei heftigere Fälle von Sonnenstich glücklich überstanden. Auf Wunsch meines hochwürdigsten Herrn Abtes v. St. Meinrad, Ind., reiste ich nach Einsiedeln in der Schweiz, um dort eine günstigere Zeit abzuwarten. Von dort aus besuchte ich meine gute Mutter im schönen Frankenland und meinen hochw. Herrn Vetter, einen alten Landpfarrer, der, wenn Gott es will, nächstes Jahr sein goldenes Priesterjubiläum feiern wird. Ich half ihm etwas in seinem schweren Dienste, und er hörte mich nur ungerne von meiner bevorstehenden Orientreise reden. Jetzt hatte ich gepackt. Da traf abends spät mit der Post ein Brief vom damaligen, ersten Rector des Anselmianums in Rom, Rmus. Gaetano Bernardi, O. S. B., aus Montecassino ein, in dem mir der jetzt schon Entschlafene, hochw. Abt rieth, von meinem Vorhaben wegen Ausbruches der Cholera in den orientalischen Hafenstädten abzustehen und meinen Reiseplan in einem kommenden Jahre zur Ausführung zu bringen. Doch war der Rath kein bedingungsloser. Der selige Prälat hatte hinzugefügt: „Wenn die Berichte aus dem Orient in kurzer Zeit nicht anders lauten.“ Niemand war natürlich darüber mehr erfreut als mein hochwürdiger Herr Vetter, nicht, weil ihm die Nachricht gefallen hätte, sondern vielmehr, weil er nun fest glaubte, dass meine Abreise nicht sobald geschehen könnte. Ich aber wies auf die beigefügte Bedingung hin und auf einen anderen Satz desselben Briefes, der eine freundliche Einladung enthielt, den Rest meiner Ferien in Montecassino zu beschliessen. Die folgenden acht oder vierzehn Tage war ich immer gespannt auf Zeitungstelegramme aus dem Oriente, und es war mir, als sässe ich am Ufer eines angeschwollenen Baches und erwartete den Abfluss seiner Wasser, um dann gemüthlich und trocknen Fusses hinüber zu schreiten. Schliesslich riss ich mich los und reiste geraden Weges nach Rom und Montecassino. Als ich auf letzterer Station ausstieg, rief mir mein Kutscher zu: „Padre, voi siete il primo dopo il cholera.“ Ich erschreck, zweifelte aber keinen Augenblick, den hl. Berg zu besuchen. Die Cholera hatte im Städtchen S. Germano böse gehaust und innerhalb etwa 20 Tagen gegen 120 Opfer gefordert. — Die Ferien waren zu Ende, und das neue Schuljahr 1893/94 nahm unter der umsichtigen Leitung des vor kurzem vom hl. Vater ernannten Abbas Primas seinen Anfang. Da meine Erlaubnis noch nicht erloschen und meine Lust, die hl. Orte zu besuchen und im Oriente selbst nach Herzenslust Arabisch radzubrechen, noch nicht vergangen war, im Gegentheil, sich gesteigert hatte, so machte ich mich gegen Ende des letzten Schuljahres wieder reisefertig und

erhielt schon im voraus eine Verlängerung meiner Vacanz bis gegen Mitte December. Auch diesmal reiste ich der Hitze wegen wieder nach Norden und verliess Rom am Sonntag den 1. Juli um 11 Uhr 40 Min. abends. Mein Weg ging über Orvieto, Chiusi, Arezzo, Firenze, Pistoja, Bologna, Modena, Mantua, Verona, Ala, Mori, Trento, Botzen, Brixen, Innsbruck, Kufstein, München, Ingolstadt, Ansbach nach Würzburg. Den 10. Sept. verliess ich das schöne Frankenland wieder und traf am folgenden Tage im löbl. Stift Metten ein, wo ich meinen hochw. Herrn Collegen, Dr. P. Beda Adlhoeh, Professor der Philosophie im Anselmianum in Rom, besuchte und mit einigen Alumnen des Anselmianums zusammentraf. Mittwoch, 19. Sept., reiste ich mit einem Billet zweiter Classe — München—Jaffa — von München nach Triest ab. Zwei gute Freunde begleiteten mich von München bis nach Triest auf den Dampfer.

#### Von Triest nach Alexandrien.

Die Reise nach Triest war recht ermüdend gewesen. Als wir uns Donnerstag morgens der Stadt näherten, die dort unten mit ihren schlanken Thürmen und festen Palästen so majestätisch die grünlich schillernden Gewässer der Adria umgab, und als sich weit über die Stadt hinaus die prachtvollsten Landschaftsbilder aufthaten, da war wie mit einem Zauberschlage alle Müdigkeit vergessen, und das Auge konnte sich nicht satt sehen an der schönen Natur und an den mächtigen Schöpfungen des menschlichen Geistes, die derselbe als Zeugnisse seiner Höhe und Kraft u. Gottähnlichkeit dort auf den Werken Gottes aufgebaut hat. Von dem ruhig dahingehtenden Eisenbahnzuge aus überblickt man den Himmel, das Meer, die Hügel und Berge, die dunklen langen Streifen von Waldungen, das Häusermeer der Stadt, die bunten Dörfer im weiten Umkreis, den imposanten Mastenwald im sicheren Hafen, die grossen und kleinen Fahrzeuge, die heimziehen und hinaus auf das offene Meer: das gibt ein Gesamtbild, das auf die Seele wirkt, tief hinein und kräftig; so dass sie sich ganz unwillkürlich weit öffnet und mit diesen Geschöpfen den Schöpfer in Liebe umfasst, von dem da alles ist, das Grosse wie das Kleine, das Gottes Macht predigende Universum und die verborgene, göttliche Kraft im Menschen, dieses Universum zu umfassen. Von meinem Gedankenfluge musste ich bald zurückkehren und meine Aufmerksamkeit anderen, für den Augenblick wichtigeren Dingen zuwenden. Es handelte sich um ein Absteigequartier. Der eine meiner beiden Freunde, ein höherer Bahnbeamte, war schon vor Jahren in Triest gewesen, und auf ihn verliessen wir uns. Er hatte früher beim Buon Pastore logiert und nun zog er einen Zettel aus der Tasche, um die Adresse noch einmal genau anzusehen. Dort hatte es ihm gefallen.

Also auf zum Buon Pastore! Der Buon Pastore wollte sich aber anscheinend nicht ganz leicht finden lassen. Die Schritte unseres Anführers, der, nebenbei bemerkt, mit zwei ordentlich langen Gangwerkzeugen ausgerüstet war, wurden immer länger, und bei mir und auch bei meinem wie ich stramm hintennach einerschreitenden Freunde floss der Schweiß immer leichter. Ich trug übrigens mein ganzes Reisegepäck für den Orient mit mir: eine kleine Handtasche, die mir viele Monate lang ausreichte, bis ich sie endlich, auf meiner Rückreise in Constantinopel angelangt, wegen der vielen Kleinigkeiten, die sich nach und nach zu einem ordentlichen Bündel angesammelt, als durchaus unzureichend fand und mich mit einem grossem, festen und verhältnismässig recht billigen Handkoffer ausrüstete, der all die Bündelchen in sich aufnahm und die Handtasche noch obendrein. Endlich waren wir an unserem Ziele angelangt. Wir erhielten einfache, sehr saubere und geräumige Zimmer in einem oberen Stockwerke, einer neben dem anderen, und nach ungefähr 20 Minuten trafen wir uns mit erneuten Anlitzen unten an der Stiege des Hotels, um über das, was zunächst zu thun wäre, zu berathen. Die Magenfrage und die nothwendigsten Vorkehrungen für meine Weiterreise kamen zuerst aufs Tapet. Meine beiden Freunde liessen mir zulieb den ersten Punkt zurücktreten, und so marschierten wir alle drei auf die Office des Oesterreichischen Lloyd zu. Dieselbe ist in den unteren Räumen eines der imposantesten Paläste Triests, die sich um den Hafen gruppieren, untergebracht. Die Sache war bald erledigt. Ich erhielt meinen Zettel zweiter Classe mit Cajütennummer für den Dampfer „Thalia“, die mich Freitag nachmittags gegen 1 Uhr von dannen tragen sollte. Dann suchten wir in der Nähe des Buon Pastore einen Ristorante auf und beschwichtigten unsere Mägen mit einem vortrefflichen Triestiner Gabelfrühstück. Nach dem Mittagessen ein wenig ausgeruht, unternahmen wir einen Rundgang in der Stadt, bestiegen die steilen Höhen zur alten Festung und zum ehrwürdigen Gotteshause, in dessen Nähe wir eine neue, wahrhaft bezaubernde Aussicht auf die Stadt und den Hafen gewannen und weit hinaus sehen konnten auf das offene Meer, dessen Wasser, von den schon schräg auffallenden Strahlen der gold'nen Abendsonne berührt, eine unbeschreibliche Farbenpracht annahmen.

Den folgenden Morgen, also Freitag den 21. Sept., besuchte ich die geräumige und hübsche Kirche des hl. Gregorius, des Wunderthäters, wo ich beichtete und die hl. Messe feierte. Während des Vormittages stattete ich noch mit meinen beiden Freunden der „Thalia“ einen kurzen Besuch ab, um zur Zeit der eigentlichen Einschiffung nicht lange nach derselben im Hafen suchen zu müssen. Mein körperliches Befinden war nicht das allerbeste;

ich hatte mir durch das viele Herumlaufen eine Verkältung zugezogen, die am Tage der Abreise von heftigem Kopfschmerz begleitet, einen ernsteren Charakter angenommen hatte, so dass meine beiden Freunde sehr um mich besorgt waren und sich sogar erboten, die Reise mit mir wenigstens bis nach Brindisi fortzusetzen. Doch ich liess das nicht zu und nahm Abschied. Er war herzlich. G. und Max de C. standen am Ufer, und ich zog mit der „Thalia“ von dannen. Glückliche Reise! Auf Wiedersehen! Ich dankte herzlich — schon mit dem Hute. Jetzt waren wir getrennt durch Masten und das Takelwerk der vielen in unseren Sehkreis gerückten Schiffe. Nach und nach verschwand auch das prachtvolle Landschaftsbild um und mit Triest. Wir waren nun auf hoher See und schon wurden die ersten Seekranken von ihren späteren Leidensgenossen ganz mitleidig belächelt. Aus eigenster, innerer Erfahrung kann ich die Seekrankheit nicht definieren; sie hat mich noch nie befallen, und wollte Gott, dass ich auch fernerhin immer von derselben frei sein möge. Ich bin, Gott sei Dank, bis jetzt noch immer während der Seefahrt gesund geworden und habe auch noch jedesmal an Gewicht zugenommen, einmal über 5 Pfund während 17 Tagen. Ueber die plötzliche Entstehung der Krankheit haben die Aerzte immer noch die verschiedensten Ansichten und stellen demgemäss grundverschiedene Theorien auf. Die einen lassen sie im Magen entstehen, die anderen im Gehör, wieder andere im Sehvermögen, eine vierte Classe sucht den Anfang in den höheren, geistigen Vermögen, und diese beruft sich auf Erfahrungen, die sie bei unvernünftigen Wesen gesammelt haben will, eine fünfte Classe endlich findet die Wurzel der Krankheit im vegetativen Vermögen. Uebrigens sind dies nur einige von den Theorien. Ein Freund von mir, Dr. L. P. aus Pr., Schiffsarzt beim österreichischen Lloyd, hielt die Theorie „des Gehöres.“ Sein ganzer Beweis mit allen Begründungen war gar nicht übel, aber zum Schlusse zuckte ich doch noch bedenklich mit der Achsel, und er hätte den Beweis von vorne angefangen, wäre er nicht zu neugierig gewesen, meine eigene Ansicht, die eines Laien, in dieser Sache zu vernehmen. Ich suchte die Wurzel dieser sonderbaren Krankheit in dem ungleichen, unregelmässigen und ungewöhnlichen Verbrauch der Kräfte im menschlichen Körper. Bekanntlich tritt die Seekrankheit ganz selten oder gar nicht auf, wenn die Bewegung des Schiffes ganz gering oder kaum merklich ist. Wird aber die Bewegung auffällig und schmiegt sich der Reisende den einzelnen Bewegungen nicht an, sondern trotz ihnen und sucht sie gewissermassen durch seine Haltung zu verhindern, so braucht er ein grosses Quantum von Kraft für die Fahrt als solche, und dieses Quantum wird somit dem eigentlichen inneren Leben des Organismus entzogen, der Blutlauf wird auf diese Weise

ganz anders reguliert, so dass der Magen, der unter Umständen noch bedeutende Anstrengungen zu machen hat, bis die gewonnenen Säfte entsendet werden können, in Stich gelassen wird und er hinwiederum die ganze innere Küche in Stich lässt. Personen, die etwas zu viel Speise und Trank zu sich genommen haben, sind in der Regel immer in grösserer Gefahr. Ich führte diese Gedanken näher aus und als ich fertig war, schmunzelte mein Freund, als Medicus musste er ja so etwas thun, fügte aber bei, dass man diese Theorie durchaus nicht mir nichts dir nichts verwerfen könnte. Doch genug über diesen Punkt. — Wie die anderen, so fing auch ich die Mitreisenden zu mustern an. Es ist immer interessant, zu sehen, wie ein Passagier beim andern anklopft, sich nach und nach über Name, Stand, Ausgangsort, Reiseziel, Nationalität u. s. w. erkundigt. Gar oft wird da auf dem Wasser, besonders in weiter Ferne, der Grund zu einer Freundschaft gelegt, die auch später fortdauert. — Wir hatten schon ein schönes Stück des Weges zurückgelegt. Gegen Osten konnte das Auge nur noch die stark gezackte Westküste der Halbinsel Istrien gewahren, nach Westen und Süden ruhte das Auge dort, wo Himmel und Wasser sich zu berühren schienen. Abends beim ersten Diner merkte ich erst so recht, aus wie verschiedenen Elementen die wirklich recht gemüthliche Reisegesellschaft sich zusammensetzte. Die verschiedenartigsten Trachten hatten übrigens schon darauf schliessen lassen, und einem gewiegten Kosmopoliten macht es gar nicht viel Mühe, die Nationalität seiner Mitreisenden herauszustellen ja überdies auch gerade noch den District anzugeben, aus denen sie kommen. Die zweite Classe war gut besetzt. Im verhältnissmässig engen Speisesaale standen zwei Tische, und es war kein Plätzchen übrig. Da die Hitze sehr gross und die Ventilation ungenügend war, und ich schon ordentlich schwitzte, bevor ich zu Tische ging, so nahm ich mit einem ganz engen Plätzchen in der Nähe der Thüre vorlieb, die zu meiner Cabine führte. Jetzt lernte ich meine allernächste Nachbarschaft kennen. Zu meiner Rechten sass ein Franzose, der in Alexandrien lebte und soeben von einer Geschäftsreise dorthin zurückkehrte, neben ihm sass ein Engländer, der sein Glück im warmen Nilthale versuchen wollte. Weiter unten war eine Familie, etwa fünf Personen, die sich mit einem in der Nähe befindlichen Herrn fast immer auf Arabisch unterhielt. Später erfuhr ich, dass der Familienvater ein Südtaliener und die Frau eine biedere Deutsche war, und dass beide mit ihren Kindern ihren Verwandten in Italien u. Deutschland einen längeren Besuch abgestattet und nun ihre Rückreise in die Heimat, nach dem einladenden Cairo, angetreten. Ein deutsches Mädchen aus der Verwandtschaft hatte sich ihnen angeschlossen, um wahrscheinlich auch so glücklich zu werden, dort im fernen

Süden, wie die reiche Tante oder Base. Es hatte aber jetzt schon Heimweh und die böse Seekrankheit, und in diesem Zustande verliess das Fräulein auch das Schiff in Alexandrien. Was mag wohl aus dem armen Kinde geworden sein? Zu meiner Linken sass ein Grieche, der mit seiner schon betagten Mutter und seiner Schwester aus England kam, um den Winter in Aegypten zuzubringen. Die Leute waren katholisch, sehr religiös und allem Anscheine nach auch sehr vermögend. Sohn und Tochter sprachen ganz geläufig Englisch und Französisch, während sich die Tochter mit der Mutter immer in der Muttersprache unterhielt. Neben diesen kamen zwei junge Amerikaner aus New-York, die eine Spritztour bis an den zweiten Catarakt des Niles im Sinne hatten. Der eine von ihnen hatte ein recht ordentliches Talent zum Zeichnen und jedenfalls gute Anlagen für einen französischen Impressionisten. Gegen das Ende der Reise zeigte er mir seine Aufnahmen, und ich war ganz überrascht. Sie waren correct, gut gewählt und einige schon recht geschmackvoll mit Farben ausgeführt. Ein älterer Matrose lächelte so recht inniglich, als ihm der junge Maler das wohlgelungene Abbild entgegenhielt. Am anderen Tische schien es noch bunter durcheinander zu gehen. Ich wurde hiervon überzeugt, als mir nach Tisch der gute Dominikanerpater, H. Pf. aus D., der dorthin gerathen war, genauere Mittheilungen über seine Tischgenossen machte. Neben ihm sass eine alte Jüdin mit einigen schwarzen Töchtern, und diese assen kein Schweinefleisch; ihm gegenüber tafelten zwei Türken und diese tranken keinen Wein. Und dort sass der gute Pater und rettete das Fleisch und den Wein. Wir beide wurden übrigens sehr genau mit einander bekannt, blieben beisammen bis Jaffa und wohnten auch später noch auf einige Tage in demselben Hause in Jerusalem. Als mir mein hochw. Herr Confrater seinen Namen mittheilte, wurde ich sofort an ein Opusculum erinnert, das er veröffentlicht hatte, was ihm keineswegs missfiel. Ich werde noch öfters auf diesen lieben Reisegefährten zurückkommen, denn ich erinnere mich immer mit Liebe und Freude an seinen trefflichen Charakter und an seine gute Reiseeigenschaften. Wir haben seitdem schon einige Male Briefe mit einander gewechselt. — Die Nacht von Freitag auf Samstag (20.--21. Sept.) hatte ich schlecht geruht und fast gar nichts geschlafen. Die Cabine war mit 12 Betten ausgerüstet, und der Raum war für diese Zahl viel zu eng. Am Morgen hatte ich ein böses Kopfweh.

Gegen 5 Uhr nachmittags kamen wir in den kleinen, ruhigen Hafen von Brindisi, das alte Brundisium, in Italien. Der Hafen ist der einzige gute Naturhafen an der Ostküste Italiens. Die Stadt hat gegenwärtig wieder einen sehr regen Verkehr, obwohl ihre jetzige Einwohnerzahl, rund 20.000, nur etwa ein Fünftel

von derjenigen beträgt, die es zur Zeit seiner Blüthe im Alterthume barg. Der Hafen ist auch sehr tief, so dass die grössten transatlantischen Dampfer bis zum Kai laufen können, was für Aus- und Einschiffung sehr angenehm und vortheilhaft ist. Von diesem Punkte aus geht der sog. Orient-Expresszug durch Italien und vermittelt den schnellsten Verkehr mit Frankreich, der Schweiz, Deutschland, Holland, Belgien, England, Dänemark, Schweden und Norwegen. Es war noch Tag, und da das Diner auf gegen 6 Uhr angesagt worden war, so benützte mein nun immer treuer Reisegefährte, P. H. Pf., und ich die Gelegenheit, uns die Stadt etwas anzusehen. Obwohl schon mehrere Jahre in Italien, so war ich doch auch noch nicht in Brindisi gewesen. Das „Schloss der Kaiser“, welches Karl der V. umbauen und Murat zu Gefängnissen einrichten liess, interessierte uns wenig, ebensowenig die alte Templerkirche von San Giovanni Battista, ein aus Quadern errichteter Rundbau mit prächtigem Portal, der seit einiger Zeit ein Museum beherbergt. Wir wollten die von Papst Urban II. eingeweihte (1089) Kathedrale besuchen und fragten also nach dieser. Wir schritten am grossen Hôtel Oriental vorüber, bogen links ein, wo wir uns bald in einem ärmeren Theile der Stadt befanden, stiegen etwas in die Höhe und gelangten auf einen freien Platz, über den eben junge Cleriker in Reih und Glied schritten, die ich für die Seminaristen des erzbischöflichen Seminars hielt. Später theilte mir einer derselben mit, dass sie aus einer andern Stadt wären und mit ihren Professoren nur einen Ausflug hieher gemacht hätten. Wir traten dann in die Kathedrale ein und suchten vor allem das Allerheiligste auf, das bei den Italienern bekanntlich für gewöhnlich nicht auf dem Hochaltare aufbewahrt wird, sondern in einem kleinen Tabernakel in einer Seitenkapelle versteckt ist. Nach der kurzen Adoratio besichtigten wir das Innere. Wir konnten nichts besonderes von Malerei oder Architectur entdecken, bemerkten jedoch sofort, dass das Gebäude in einem etwas schadhaften und reparaturbedürftigem Zustande sei. Der sonst feste Rohbau hat viel durch die in Italien so häufig vorkommenden Erdbeben gelitten und er würde gewiss schon lange zusammengestürzt sein, wäre ihm nicht von seinen ersten Erbauern eine so grosse Festigkeit verliehen worden. Die Grundmauern sollen aus dem dritten Jahrhundert stammen. Auf dem Rückwege zu unserem Schiffe, den wir nach einer andern Richtung hin einschlugen, kamen wir durch enge Gässchen hindurch hinaus auf einen bescheidenen freien Platz, in dessen Mitte sich eine herrliche Säule, ein prächtiger Monolith, mit Inschriften erhob. Leider hatten wir nicht mehr Zeit, dieselben mitzunehmen. Vor einer nahen Hausthüre sassen zwei Frauen, die ich fragte, ob sie etwas von

dieser Säule wüssten. „Signore, sapete qualche cosa di questa colonna?“ „No,“ antwortete die eine, „niente, Signore, l'a hanno posta qui senza alcun' discrezione.“ Als ich meinem Confrater die Antwort: „Nein, mein Herr, die haben sie ohne jegliche Discretion hierher gesetzt“, übersetzte, da lachte er herzlich mit mir, und er erinnerte mich auch später noch oft an die naive Antwort der Italienerin. Wir gingen zurück und kamen gerade recht zum Diner. Da ward ich mit einem Male überrascht. Man überreichte mir ein Telegramm. Ich riss es auf und las: „Professor, glückliche Reise! G., Triest.“ Also noch einen letzten Gruss von meinen beiden Freunden. Den Officier, der mir das Telegramm überreichte, traf ich viele Monate später wieder in Constantinopel und machte mit ihm auf einem anderen Schiffe die Reise nach Brindisi. Er erinnerte sich meiner sehr wohl, schon wegen der curiosen Adresse, die meine beiden Freunde dem Telegramm gegeben, noch mehr aber wegen der Händel, die wir mit dem Telegraphenjungen gehabt, der die Depesche für die „Thalia“ besorgt hatte. Natürlich musste er sich meinen rothen Vollbart, der mir mittlerweile im Oriente gewachsen war, wegdenken. Samstag nachts gegen 11 Uhr wurde der Anker gelichtet, und die Verbindungsbrücke auf den Kai zurückgezogen. Das Schiff stand bereit für die Abreise nach Alexandrien. Das Signal ward gegeben und wir zogen hinaus, durch farbige Lichter hindurch, die links und rechts an den Boyen, Schiffen, Signalplätzen auf dem Festlande angebracht, uns den sicheren Weg zeigten. Die Nacht war hell und klar. Unsere Passagiere hatten sich vermehrt, und die zweite Kajüte war geradezu überfüllt. Die Reise von Brindisi nach Alexandrien dauerte von Samstag 11 Uhr (22. Sept.) bis Dienstag 4 Uhr nachmittags (25. Sept.), also 63 Stunden. Während dieser Tage machte ich keine besondern Aufzeichnungen, doch sind mir erwähnenswerte Einzelheiten so genau im Gedächtnisse, dass ich sie gerade hier mittheilen will. Unvergesslich werden mir diese drei schlaflosen Nächte im Gedächtnisse bleiben. Man merkte genau, dass wir einem wärmeren Klima entgegenfuhren. Bei Tage ging es noch an; da konnte man sich unter das Sonnendach auf dem Vordertheile des Schiffes stellen, wo einem infolge der schnellen Fahrt immer eine kühlende und erfrischende Luft entgegenströmte. Aber des Nachts! Bei Tage hatte die Sonne viele Stunden lang sehr heiss auf das Deck herabgebrannt und so die unmittelbar unter demselben liegenden Kajüten ordentlich durchwärmt, jetzt schliesst man noch die kleinen runden Fenster, und 12 Personen liegen in dem engen Raume. Und doch hatte ich anfangs die Absicht, in dieser Kajüte zu schlafen. Jetzt sass ich oben in meinem Kasten, die Beine gekreuzt und das Kinn auf der Brust, wie ein Türke im Gebete. Ich studierte, wie ich meine Beine, ohne mir

einen Krampf oder Verrenkungen zuzuziehen, ausstrecken könnte. Endlich war es mir gelungen. Meinen Kopf hatte ich auch schon einmal ordentlich angeschlagen und so dachte ich im ersten Augenblicke über die Licht- und Schattenseiten eines unteren, beziehungsweise oberen Lagers nach. Ich kam zu dem Schlusse: „Ist der obere Nachbar krank, dann ist es unten gefährlich und schlecht, und ist der untere Nachbar gesund, dann ist es oben schlecht.“ Schon schwitzte ich vor lauter Angst und Anstrengung, dann kroch ich wieder herab, versah mich mit einem Kopfkissen und schlich mich in das Rauchzimmer für die Passagiere zweiter Classe. Es war niemand dort, und die Luft war bedeutend dünner als unten. Meine Lagerstätte war bald gerichtet. Ich musste aber etwas vorsichtig sein, denn viele Deckpassagiere waren noch immer in der Nähe und ich wäre nicht gerne ohne das nöthige Reisegeld in Alexandrien eingezogen. — Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. Man kann eben die Gesinnung der Mitreisenden nicht kennen. — Von Schlafen war auch hier keine Rede: zuerst gab es bis nach Mitternacht andauernden Lärm, dann Sorgen um Hab und Gut, und dazu kam noch ein alter Jude, der sich zwischen 1—2 Uhr ans Fenster stellte, hereinschaute und Gebete über mich wisperte. Der Jude brachte mich auf die Beine. Im Nu war ich auf dem freien Deck. Der Beter stand ganz in der Nähe meines Ruhelagers am Schiffsgeländer und recitierte beim Scheine des ganz schwachen Mondlichtes aus einem grossen Buche, wie ich später erfuhr, aus der Thora — Gesetz. — Ich grüsste ihn etwas barsch, und den guten Alten schien eine wahre Judenangst befallen zu haben. Doch sie dauerte nicht lange. Er grüsste mich langsam, und als ich mein *tôb jôm* (= guten Tag) wiederholt und eine kurze Frage in Hebräisch an ihn gestellt, da fing der Alte deutsch zu reden an, gab mir aber keine Antwort auf meine Frage, die er sehr gut verstanden hatte, sondern stellte mir eine Gegenfrage, indem er um die Tageszeit bat. Das Fragen um die Zeit thuen die Juden äusserst gerne. Ich wusste das schon aus den Tagen meiner Kindheit, wo mir die gute Mutter sagte, ich sollte in einem solchen Falle gar nicht antworten oder sagen, ich wüsste es nicht recht. Die Juden, heutzutage nicht mehr alle, haben nämlich den Aberglauben, dass, wenn sie von einem der Gōjim (Christen) die genaue Tageszeit erfahren können, sie dann einen recht glücklichen Tag bekommen, d. h. vielleicht, sie werden dann die Gōjim gründlicher beschummeln können. Ob das nun immer eintrifft, werden diese Leute des Alten Bundes am besten zu beurtheilen wissen. Und ob nun gerade diese Dummheit im Talmud steht, weiss ich nicht, ich kann mich wenigstens nicht erinnern, sie gelesen zu haben; dass aber viel grössere Dummheiten sich im Talmud vorfinden, dessen bin ich als mittelmässiger Talmudkenner gewiss,

obschon uns Christen vom Talmud selbst wiederum verboten ist, seine Schätze kennen zu lernen. Man lese doch nur Buxtorf's „Juden-Schul,“ die mehr zum Lachen reizt als die besten modernen Witzblätter. Demgemäss gab ich meinem Fragesteller die Antwort: „Es wird wohl schon Sonntag sein,“ mit welcher er keineswegs zufrieden zu sein schien.

Am Montag (23. Sept.) erwarteten wir Sturm. Die schwachen Gemüther geriethen in grosse Angst. Und unsere Lage hätte wirklich recht ernst, ja verderblich werden können. Es war gegen 4 Uhr nachmittags. Am westlichen Horizonte zogen schwarze Wolken herauf und bedeckten in kurzer Zeit den schön blauen, westlichen Himmel bis zum Norden und Süden und bis zum Zenith hinauf. Die Blitze zuckten u. die Donner rollten. Der Wind blies kräftig aber regelmässig, und die Wasser rauschten mächtiger u. mächtiger und bildeten an den Wellenrücken schneeweisse Hauben und Häubchen, die mit feinen, ebenso weissen Fäden auf die Wellen befestigt zu sein schienen. Die Stimmung auf dem Schiffe war im Nu eine andere. Die meisten Passagiere schienen in sich selbst einzukehren und viele beteten wohl schon im Herzen. Das Meer lehrt beten. Aeusserlich thaten es die Juden allen anderen zuvor. Die fragenden Blicke der Mitreisenden in diesen gefahrdrohenden Momenten werde ich nie vergessen. Wird der Sturm uns übereilen, wird er vorüberziehen? Werden wir in Alexandrien landen, oder werden wir mit dem prächtigen Dampfer hinabgesenkt auf hoher See, hinab auf den kühlen Meeresgrund, fern von unserem Vater, von der Mutter, von den Geschwistern, von den Verwandten und Bekannten, fern von unserem Ziele? Aehnlich dachte auch ich. Mir kam aber mit einem Male noch ein ganz anderer und ein wahrhaft trostreicher Gedanke. Gott war mir plötzlich so nahe und schien sich mir hauptsächlich in zwei Eigenschaften zu offenbaren: in seiner Erkenntnis und in seiner Macht. Himmel und Wasser, Schiff und Leute, alles gehörte ihm — und es war mir, als habe er mit seinen Blitzen alles gesehen (Erkenntnis) und als drücke er nun das Erkannte mit kräftigen Worten im Donner aus (Macht). Ein zwar schwaches Bild, aber es hob mich doch hinauf, und ich freute mich, einen so grossen, mächtigen Gott zu haben. Alle, die standen, schauten jetzt nach einer Richtung hin, und die Spazierenden hielten inne und schlossen sich jenen an. Was war zu sehen? Eine mächtige etwa 40 Meter hohe Wasserhose (tromba di mare) in einer Entfernung von nur 1—2 Kilometer. Von Zeit zu Zeit wurde sie vom Blitze beleuchtet, und man konnte deutlich sehen, wie die sich drehende Wassersäule, zusammengehalten und vom Winde, der sie gebildet, mit gewaltiger Kraft fast ganz gleichmässig nach oben und unten auf der Meeresfläche fortbewegt wurde. Es war ein schrecklich schönes Phänomen.

Wenn Himmel und Erde, beziehungsweise, Wind und Wasser sich so begegnen, da wird es unheimlich in der Nähe. Ich fragte einen Officier, ob diese Wasserhose gefährlich werden könnte. „Wir wollen sie nicht haben,“ antwortete er, „sie könnte uns jedenfalls das ganze Takelwerk wegreißen.“ Glücklicherweise entfernte sie sich mehr und mehr von uns, ebenso das Gewitter, das sich in unserer nächsten Nähe ausgetobt und uns nur einen schweren Regen gebracht hatte. Da ging es aber den armen Deckpassagieren recht schlecht. So lange das Wetter gut ist, sind sie munter, und die Kleinen spielen sorglos mit unbekanntem Kleinen anderer Nationen. Ich habe oft zugeschaut. Die Eltern der Kleinen können sich nicht verständigen, während die Kleinen selbst, die kaum einen Anlauf genommen haben, die Sprache ihrer Mutter zu reden, mit Kindern einer anderen Sprache sich trefflich verstehen und aufs beste unterhalten. So sah ich zu, wie diese kleinen Weltbürger ein Seil durch ein Loch eines Kastens herausziehen wollten, der verschlossen war. Eines der Kinder hatte das hervorstehende Ende des Seiles im Kasten entdeckt und nun ging die Arbeit los. Das war eine Freude! Jetzt zog das eine, dann das andere, dann beide zusammen und das Seil gab schnell nach, die beiden taumelten weit zurück, fielen aufs Deck und nahmen noch ein Brüderchen mit sich. Dann lachten sie alle herzlich und fingen von neuem an. Sie waren alle im Alter von 2—4 Jahren. Und doch hatten die kleinen Weltbürger schon einen Anführer. Natürlich da entschied das Alter. Das Knäblein wollte die anderen aneifern mitzuthun. Und die anderen verstanden sein Nicken mit dem lockigen Köpfchen, die Bewegungen seiner Händchen, seine schlecht artikulierten Laute und sein ganzes Commandieren. Ich schaute den Kindern gerne zu und war vergnügt; ähnlich hatte ich es wohl auch gemacht. Der plötzlich eingetretene Regen hatte sie den Müttern näher gebracht. Diese waren ängstlich besorgt um ihre Sprösslinge, wickelten sie in dicke Teppiche ein, um sie so vor dem heftigen Regen zu schützen. Einige Männer, Familienväter, standen in der Nähe in dem bedeckten Gange, der vor der ersten Classe zur zweiten führt und schauten mit Wehmuth auf Mutter und Kind. Die armen Deckpassagiere! Zwischendeckpassagiere kann man sie nicht nennen, weil sie eben keinen Aufenthaltsort, keine Lager unter dem Decke haben. Dorthin werden sie nur gebracht, wenn die Gefahr so gross wird, dass Sturzwellen schwere Gegenstände mit über Bord nehmen und alle Oeffnungen des Schiffes müssen geschlossen werden. Eine Familie aus Baden, der Vater war Goldarbeiter, die seit etwa 15 Jahren in Alexandrien lebte, klagte später bitterlich bei mir über diese Einrichtung für Passagiere dritter Classe. Ich war ganz gerührt und sagte dem Vater, dass er oder die Mutter mit dem Kinde ganz gut meine Kajüte beziehen

könnte. Dann theilte ich ihnen noch von meinen Trauben mit, die ich in Brindisi gekauft hatte und die Familie war glücklich. Sie war protestantisch und bekannte mir dies sofort aufrichtig und war überaus froh, mit einem katholischen Geistlichen zusammengekommen zu sein, der, wie der Mann bemerkte, die Herzen der Menschen kennt und tröstet. Die guten Leute luden mich ein, sie später in ihrer Wohnung in Alexandrien zu besuchen; leider wurde mir diese Freude der Umstände wegen nicht zu theil.

— Ein anderes Beispiel war noch viel ergreifender. Eine junge ägyptische Mutter, mit der ich meine ersten arabischen Worte wechselte, hatte einen Säugling, und derselbe war auf der Reise erkrankt und litt zur Zeit des Gewitters an einem heftigen Fieber. Da die Mutter mit dem Manne, der in einem gewissen Geschäfte thätig, den ganzen Globus schon bereist hatte, zu den Deckpassagieren gehörte und bei dem hereinbrechendem Regen kein Obdach für ihren kranken Säugling fand, so war sie mit demselben in das Rauchcabinet der Passagiere zweiter Classe geeilt, um so das im hohen Fieber liegende Kind wenigstens vor dem heftigsten Regen zu schützen. Kein Mensch hätte daran gedacht, dass man der braven Mutter wegen des nothwendigen Vergehens gegen die Schiffsordnung tadelnde Vorstellungen machen würde. Und doch kam es so. Ein recht unnobler, humanitätsloser, herzloser u. grober, (ich will die deckenden Attribute nicht anführen,) Passagier der zweiten Classe hatte die Mutter mit dem Kinde dort gefunden und nichts eiligeres zu thun, diese Beanspruchung und den Gebrauch seiner mit schwerem Gelde bezahlten Rechte dem Capitän zu melden, der natürlich, wahrscheinlich um nicht ins Klagebuch zu kommen, nolens volens die besorgte Mutter entfernen liess. Eine gerechte Entrüstung über diese Gewaltthat ging sofort durch die Reihen aller Passagiere, und der Hartherzige durfte jedenfalls von Glück reden, dass sein Name nicht bekannt wurde. Ich nahm mich der Angelegenheit etwas näher an und setzte es mit einigen Mitreisenden durch, dass die niedergeschlagene Frau mit ihrem kranken Kinde ruhig im Rauchzimmer der zweiten Classe übernachten durfte. Bei unserer Ankunft in Alexandrien, war die grösste Gefahr, in der das Kind schwebte, vorüber. Uebrigens sah ich da zum erstenmale, wie Orientalen mitunter ihre Frauen behandeln. Genannte schwarze Aegyptierin wurde nach langem Streit und Zank wegen einer mir unbekannt gebliebenen Ursache auf einmal so misshandelt, dass es aller Beschreibung spottet. Sie sass wieder auf dem freien Deck und zwar in einiger Entfernung von ihrem Gemahl. Ich lauschte mit anderen Mitreisenden, wir konnten aber nicht viel verstehen. Er schien ihr schlimme Vorwürfe zu machen und das that er so in aller Ruhe von seinem türkischen Sitz aus, wo er eine Cigarette nach der anderen fabrizierte und weg-

dampfte, oder besser gesagt, wegschluckte, denn die Orientalen sind nicht zufrieden mit dem einfachen Durchziehen des Rauches, der Hauptgenuss besteht bei ihnen im Hinabschlucken des Dampfes und das thun manche, wie ich später oft zu beobachten die Gelegenheit hatte, so säuberlich, dass von dem starken Zuge kein Wölkchen verloren geht. Dann sitzen sie ruhig dort und träumen. Auf die im Basstone ganz gelassen gesprochenen Worte des Mannes erwiderte die Frau ungefähr eine Octav höher und auf die Pfundnoten kamen Sechzehntel und Zweiunddreissigstel. Dann pressten ihr die Zorngefühle die Thränen aus, aber er sass ganz ruhig dort, wie eine schwarze Marmorstatue, biss die Zähne aufeinander und liess in den weit hinauf und hinab gezogenen Lippen ein höhnisches Lächeln erkennen. Wenn der Dialog seinen Höhepunkt erreicht hatte, stand er langsam, auf räusperte sich kräftig und spie seiner lieben Ehehälfte die Bescheerung in's Gesicht. Diese aber machte keine ausweichende Körperbewegung, sondern schimpfte ruhig weiter, wenn möglich, mit erhöhtem und verschärftem Tone. Mit der Hand berührte er sie nie. Die höchste Beschimpfung des Orientalen besteht eben darin, dass er sie anspeit. Später erzählte uns die Frau, dass ihr Mann sie nach der Landung in Alexandrien verlassen wolle. Was ist wohl aus der armen Frau mit ihrem Säugling geworden?

Der Morgen des 25. Sept. (Dienstag) war herrlich. Nachmittags sollten wir landen. Die See war spiegelglatt und der Dampf, die ruhigen blauen Wasser zertheilend, glitt nur so dahin. Heute war der Ausdruck auf den Antlitzen der Mitreisenden ein ganz anderer als zur Zeit des Gewitters. Schon während des Vormittages kamen einige mit ihren Habseligkeiten aus dem inneren Schiffsraume und stellten Koffer und Schirm für die Landung zurecht. Wir hatten noch viele Stunden Zeit, auch bei der besten Fahrt. Der junge Maler, einer von den beiden obengenannten Amerikanern, zeigte mir jetzt seine Sammelmappe. Ich musterte dieselbe genau durch, hie und da eine lobende Bemerkung machend, was dem jungen Manne äusserst wohl that. Mein hochw. Herr Confrater, der gute Dominikanerpater, der mit den zweien eine Cabine bewohnte, hatte dem Künstler besonders gefallen, und so kehrte denn auch sein Porträt in den verschiedensten Stellungen wieder. Der weisse Habit stach aber auch so vortheilhaft gegen die dunkle Matrosenkleidung ab. Der liebe Pater studierte auch jetzt noch immer fleissig Baedeker und theilte mir hie und da mit grösster Freigebigkeit von seinen Schätzen mit. Ich selbst hatte kein Reisebuch und versah mich erst mit einem solchen für Kleinasien und Griechenland bei meiner Abfahrt von Jaffa. Die Küsten von Italien und der Balkan-Halbinsel, sowie Aegypten interessierten mich nicht sehr, und in

Palästina wollte ich mich hauptsächlich an die hl. Schrift halten, was mir auch gut gelang. Die Schilderungen der sel. Katharina Emmerich sind gewiss auch sehr zu empfehlen und dienen gar oft als willkommene Ergänzungen zu den biblischen Berichten. Es wäre gewiss von grossem Interesse und von nicht geringem Werte für die biblische Wissenschaft (Topographie und Geographie), wenn man diese merkwürdigen Schilderungen im Zusammenhange mit den Schriftangaben auf Grund der neuesten, zum Theil ganz sichergestellten Resultate so weit als möglich durchprüfen würde. Wer wird diese fruchtbringende Arbeit unternehmen? Nach dem Mittagessen, d. h. nach dem Essen zur Mittagszeit — Gabel-Frühstück — kam noch ein heiteres Stückchen. Es handelte sich um die kleine Privatrechnung, die man unter Umständen auf einen Thee, Kaffee oder eine Flasche Bier während der Reise ankreiden lässt. Da theilte mir P. H. nämlich mit, dass er einige Flaschen Bier begleichen müsse, da er seinen Wein mittags und abends nie genommen habe, denn er ziehe das Bier vor und wenn er einmal etwas extra bezahlen müsse, so zahle er schon lieber für das Bier. „So,“ sagte ich, „Sie lassen ihren Wein stehen, für den Sie schon längst bezahlt haben? Ich habe meinen Wein regelmässig getrunken, der stand ja immer dort und musste zur Mahlzeit gehören. Das Bier geht allerdings extra.“ „Sie werden sich irren,“ erwiderte er mir, „im Baedeker ist das genau angegeben.“ „Ja,“ antwortete ich darauf, „Baedeker hin, Baedeker her, an so etwas Unvollkommenes hätte ich nicht gedacht. Sie werden sich wohl beide irren, Sie und der Herr Baedeker.“ Und das war bald constatiert. Der gute Confrater kam zurück und sagte: „Pater, Sie haben Recht; wenn ich das gewusst hätte, hätte ich meinen Wein auch getrunken. Für die Heimreise weiss ich es.“ — Wir kamen unserem Ziele immer näher. Schon hatten die Wasser eine etwas andere Farbe angenommen, aber von der Küste oder Stadt war noch nichts zu sehen. Die Küste ist eben sehr flach, so dass man nur ein halbes Stündchen vor der Einfahrt in den Hafen die höchsten Punkte zu Gesicht bekommt. Allmählig tauchten diese auf, und nach kurzem lag vor unseren Blicken, weithin den weissgrauen Küstenstrich bedeckend, Alexandria — Skandria, wie es in der abgekürzten arabischen Form lautet. Die Stadt zeigt keineswegs auffällige, grossartige Gebäulichkeiten oder Monumente. Nur zur Linken gewahrt man einen Gebäudecomplex eigenthümlichen Charakters. Es ist der Khedivialpalast mit dem Arsenal, der, auf dem äussersten Ende des Râs et Tin (Feigencap) gelegen, sich einer herrlichen Rundschau auf das Meer und die Stadt erfreut. Im Hintergrunde, in der Stadt, ragt die Pompejussäule empor, die gegen Anfang des 4. Jahrhunderts von einem römischen Präfecten errichtet

wurde, der ihr auch seinen Namen gab. Ich sah mir sie später genauer an. Sie ist gut erhalten und ist wohl das bedeutendste Denkmal aus dem Alterthum in der ganzen Stadt. Die vielen Windmühlen auf den kahlen, geringen Küstenerhöhungen erinnerten mich lebhaft an Holland und dessen flache Küste. Jetzt ertönt das Signal. Wir ziehen stolz in den weiten Hafen ein. Bei der Anlage desselben hat man gewiss kein Geld und keine Mühe gespart und gescheut, ihn zu einem der umfangreichsten und sichersten Häfen der Welt zu machen. Weit greift der kräftig schützende, steinerne Arm hinaus und fast berührt er dort links den festen Körper, die Küste. Durch die schmale Oeffnung ziehen die müden Dampfer ein und ruhen dort aus in süßer Ruhe, geschützt und gehalten vom starken Arm der Mutter Erde, der nicht wankt und nicht weicht und die Unglück drohenden Wellen abhält und an sich zertheilen lässt. Und welch' ein herrliches Bild im Hafen allein! Da liegen die schweren Last- und Kriegsschiffe, die Schnelldampfer aller Nationen, die Barken, die Segelschiffe, die Cutter und wie sie alle heissen mögen, so friedlich beisammen. Sie haben fast alle schon weite Reisen gemacht und viel ausgestanden; könnten sie erzählen, sie würden manches zu sagen haben. Jetzt scheinen sie aufzuschauen und die glücklich angekommene Schwester, die Thalia, zu begrüßen, und diese scheint zu danken, und die letzten Signale ertönen wie sinnlicher Ausdruck dieses Dankes. Es war gegen 4 Uhr nachmittags, als die Sanitäts-Commission und Postdirection an Bord kam. Die erstere machte nicht viel Aufsehen: es war alles in dieser Beziehung in Ordnung. Bei der letzteren ging es mit einemmale recht lebhaft zu. Da musste ich auch dabei sein. Die Postsäcke wurden gezählt und durchgemustert. Man hatte sie eine halbe Stunde vor der Ankunft aus dem Schiffsraume hervorgeholt und auf dem Deck aufgehäuft. Es waren prächtige Exemplare von Säcken dabei, mit deren Fortbewegung die kräftigen schwarzen und weissen Arbeiter ordentlich zu schaffen hatten. Der Director, den wir bald genauer werden kennen lernen, verlas die Namen des Ausgangspunktes und den Hauptbestimmungsort, z. B. London—Alexandria; Berlin—Beiruth; München—Kufstein—Innsbruck—Kairo u. s. w. So weit ich folgen konnte hatten wir englische, deutsche, dänische, schwedische, österreich-ungarische, schweizerische und italienische Post. Der lebhaft Postdirector, ein Mann zwischen 50—60 Jahren, mit seinem rothen türkischen Tarbûsh (eigenartige Kopfbedeckung aus Wolle, die aber roth und ganz steif ist und die Form eines Cylinders ohne Rand hat mit geringerem Durchmesser nach oben; mathematisch entspricht die Form genau dem abgestumpften Kegel; die Höhe beträgt ungefähr 2 Decimeter mit entsprechender Weite. Im Mittelpunkte des Deckels ist ein Schnürchen angebracht,

an dem eine bunte Quaste in der Länge des Tarbüşes herunterhängt), also der Postdirector mit seinem Tarbüş und seinem grauen Barte machte auf mich einen besonders wohlthuenden Eindruck. Er versah seinen Dienst mit grossem Ernste und sehr genau, commandierte jetzt kräftig auf Arabisch, sprach dann wieder einige Worte leicht Französisch, grüsste die Vorübergehenden der Schiffsmannschaft recht höflich in Italienisch und unterhielt sich dann zum Schlusse mit einem Engländer in dessen Sprache. Deutsch hatte ich den Mann nicht reden hören, und doch kam es mir vor, als wären seine Sprachorgane ganz für die deutsche Sprache eingerichtet. Da kam mein H. Confrater, der Dominikanerpater und theilte mir mit, dass der Postdirector ein Deutscher sei und ein guter Katholik, er habe es eben erfahren. Bald waren wir mit ihm im Gespräche. Er theilte uns mit, dass er aus Amberg (Oberfranken), also ein biederer Bayer sei; wurde gleich ganz offen, erzählte uns, wie er in ägyptischen Postdienst gekommen und dass er schon über 30 Jahre in demselben thätig sei. Seinen Sohn hatte er in Amberg studieren lassen, wo er das Gymnasium absolviert hatte. Derselbe erfreute sich schon einer ausgezeichneten Anstellung in Cairo, war aber leider seit geraumer Zeit auf der Krankenliste und suchte Heilung auf einer Ferienreise. Der Director zeigte uns den Dienstmann der Franziskaner, der auch sofort unser Gepäck in Verwahr nahm. Von jenem nahmen wir mit dankbarem Gefühle Abschied — auf Wiedersehen. Statt des Passes gaben wir dem Dienstmann unsere Visitenkarte für das Zollamt, und in einigen Minuten war alles abgethan. Jetzt fort nach Santa Caterina zu den Franziskanern. Kaum hatten wir die staubigen Höfe um die Amts- und Geschäftswohnungen am Hafen verlassen, so öffnete sich uns die eigentliche Stadt. Reges Leben überall. Eine Seestadt wie die andere mit allen Licht- und Schattenseiten. Die Art des Verkehrs und der Einrichtungen vor den Häusern und Magazinen erinnerte mich mehr an eine amerikanische als an eine europäische Seestadt. Später bestätigte sich dieser erste Eindruck immer mehr.

Alexandrien (*Ἀλεξάνδρεια*) wurde von Alexander dem Grossen um das Jahr 332 v. Chr. gegründet und nach ihm benannt. Die Stadt wuchs schnell und ward mit den reichsten und grossartigsten Gebäuden ausgestattet, unter denen hauptsächlich die Residenz, das Museum und die mit diesem verbundene, berühmte Bibliothek hervorragten. Letztere zählte zur Zeit Julius Cäsars gegen 700.000 Rollen. Gerade die literarischen Schätze machten Alexandrien zu einem Mittelpunkte der Wissenschaften für die Heiden, namentlich aber für die griechisch redenden Juden, später auch für die Christen. Wem kommt bei dem Namen Alexandrien nicht auch sofort die berühmte Uebersetzung der hl. Schriften des A. Test.

aus dem Urtexte ins Griechische, durch die Septuaginta (= 70, besser 72 Uebersetzer) und die berühmte Alexandrinische Schule in den Sinn, die sich bei den geretteten und wieder vielfach vermehrten Bücherschätzen gebildet? Sie war das grossartigste wissenschaftliche Institut des christlichen Alterthums, besonders seit Pantänus (in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh.), der als ihr erster und grosser Organisator angesehen wird, und unter dessen Leitung die Anstalt einen festbestimmten Lehr- und Studienplan erhielt. Von den folgenden Vorstehern seien hier nur noch genannt: Clemens, Origenes, Heraklas, Dionysius der Grosse, Pierius, Theognostus, Petrus Martyr, Didymus der Blinde, Rhodon. — Die Localgeschichte dieser Stadt mit nächster Umgebung, besonders seit ihrer Christianisierung durch den hl. Apostel Markus, ist äusserst interessant. Es begegnen uns in derselben die bekannten Namen eines hl. Athanasius, eines hl. Cyrillus, einer hl. Katharina, um nur diese hier anzuführen. Ihre centrale Stellung hat die Stadt infolge der überaus günstigen Lage nie ganz eingebüsst, und gerade jetzt steigt ihr Ansehen wieder gewaltig. Doch es stellt sich ein wesentlicher Unterschied heraus, wenn man die heutige Stadt, die doch ungefähr wieder 200.000 Einwohner zählt, mit einzelnen Perioden ihrer Vergangenheit vergleicht. Zur Zeit ihrer höchsten materiellen Blüte zählte sie weit über eine Million Einwohner, und fast der ganze Handel zwischen dem Norden und Süden vollzog sich auf ihrem Gebiete. Später wurde sie das grösste wissenschaftliche Emporium der damaligen gebildeten Welt; die ersten Gelehrten aus dem Heiden-, Juden- und Christenthume weilten in ihren Mauern, und von aussen schaute man auf sie als auf die Mitte, von der das Licht der Weisheit sich über die ganze Erde ergoss. Heute ist das ganz anders geworden. Ihre commercielle Stellung ist zwar noch immer eine sehr bedeutende und auch täglich im Aufschwung begriffen, aber für die Wissenschaften leistet sie nicht mehr und nicht weniger als alle grossen Seestädte der Neuzeit. Ein leichtes Völkchen lebt in ihr, und der faltige Philosophenmantel würde, falls er noch Brauch wäre, kaum einige finden, die ihn mit Ehre tragen könnten. *Tempora mutantur, et nos mutamur in eis.*

In Santa Caterina hatten wir die freundlichste Aufnahme gefunden. Kirche und Kloster sind sehr geräumig und scheinen den Verhältnissen zu entsprechen. Die Kirche, welche zugleich Pfarrkirche ist, hat für die verschiedenen Sprachelemente der Stadt sogenannte Curate, welche dem eigentlichen Pfarrer zur Seite stehend, ihre Landsleute in der eigenen Sprache unterrichten. „Wir haben hier immer Pfingsten,“ sagte mir einmal der Obere: „loquuntur variis linguis, sie reden in verschiedenen Sprachen.“ Ich konnte mich bald davon überzeugen. Bald hörte ich Englisch,

bald Deutsch, bald Italienisch, welches die Haussprache ist, dann wieder Arabisch, Spanisch, Französisch u. s. w. Der deutsche Curat, ein recht lebenswürdiger und talentvoller Pater, nahm sich unser ganz besonders an und wir fühlten uns wie zu Hause. Von Alexandrien aus hätte ich den folgenden Tag (Mittw. 26. Sept.) einen Ausflug nach Cairo und zu den Pyramiden machen können, allein die grosse Hitze, mein geringes persönliches Interesse, mein vorgestecktes Ziel und mehrere andere Factoren hielten mich zurück, verstimmten mich aber nie. So kann ich mich also nicht rühmen, in Cairo, auf dem Nil bis zum ersten oder zweiten Cataract, bei oder gar auf den Pyramiden gewesen zu sein. Mein Blick und meine Sehnsucht galten dem hl. Lande. Auch mein Herr Confrater zeigte kein Interesse für die grossen Werke der Heiden und liess alles ruhig bei Seite liegen. Am Mittwoch Morgens las ich die hl. Messe in der Pfarrkirche, wie auch an den zwei folgenden Tagen. In die Sacristei zurückgekehrt, erhielt ich einen kurzen Besuch von unserem guten Postdirector, den wir oben schon kennen gelernt. Er hatte meiner hl. Messe beigewohnt und während derselben, wie er mir sagte, zweimal den hl. Rosenkranz gebetet, den er noch an seiner Hand trug. Er kniete nieder, bat wie ein Kind um den priesterlichen Segen, wünschte mir eine glückliche Weiterreise und verliess geräuschlos die Sacristei. Das war der Postdirector von Alexandrien, ein Mann mit einem monatlichen Gehalt von über 500 Franken. Mir traten die Thränen in die Augen, so sehr hatte mich sein aufrichtiges, demüthiges, christliches und kindliches Benehmen ergriffen. — Nachmittags, nachdem die grösste Hitze vorüber, machte ich einen kleinen Rundgang in der Stadt, die eben gar wenig Sehenswertes bietet. Allenthalben das rege Geschäftsleben, das einen, der hauptsächlich geistigen Arbeiten nachgeht, bald ermüden und geradezu zuwider werden muss. Den folgenden Vormittag (Donnerstag) besorgte ich etwas Correspondenz und versah mich mit dem nöthigen Kleingeld für Jaffa und Palästina überhaupt. Bei Tisch sassen wir beide, P. H. und ich, beisammen. Man feierte heute ein Ordensfest, und so war dispensiert; vielleicht trugen auch wir etwas dazu bei. Es kam unter anderem eine Schüssel mit Reis auf den Tisch, der (der Reis nämlich) eine ordentlich schwarze Decke hatte. Mein Nachbar hatte seinem Appetit entsprechend eine gute Portion herausgenommen und schob nun mir die Platte zu. Jetzt erkannte ich die Auflage. Es waren kleine Vögel. Ich war etwas vorsichtiger, denn bereits hatte mein Begleiter mir einen fragenden Blick zugeworfen; ich nahm nur ein Exemplar auf meinen Teller. Das Vögelehen war schön sauber gerupft und gekocht worden und lag in einer kräftigen, dicken, schwarzen Sauce, so dass ich unwillkürlich

an Hasenpfeffer erinnert wurde; allein das Thierchen war noch — ganz. Ländlich, sittlich, dachte ich und rupfte nur die beiden Schenkelchen weg. Ich war früher schon einmal in Würzburg mit grösseren, unausgenommenen Fischen hereingefallen. Das geschieht natürlich alles gemäss der culinarischen Vorschriften, und kleine Vögel werden fast überall so gegessen, aber ich verzichte darauf und viele andere mit mir. Mein H. Confrater hatte endlich die Sache auch herausgefunden, schaute mich lächelnd an und sagte leise, indem er seinen ganzen Teller bis an den äussersten Rand des Tisches schob: „Sie, Pater, das sind ja Vögel!“ Das letzte Wort dehnte er gar schön hinaus. Uebrigens sei hier bemerkt, dass in Alexandrien die Vögelchen durchaus nicht zu den theueren, ausgesuchten Gerichten und Leckerspeisen gehören. Sie werden von Arm und Reich gegessen und zu Tausenden und Tausenden mit Netzen eingefangen. Sie bilden oft eine wahre Landplage und kommen in Schwärmen herangezogen, dass sie die Sonne verfinstern. Ich selbst habe kleinere Schwärme gesehen. —

Nachmittags machten wir eine Ausfahrt. Der gute, immer bereite Curat, P. R. . . begleitete uns. Bald waren wir ausserhalb der Stadt auf einem, mit dichtem Staub bedeckten Fahrwege, der einen Nilarm entlang führte. Es war heiss, aber die fast ganz geschlossene Allee der starken Schattenbäume liess die heisse Nachmittagssonne nicht durchdringen. Rechts am Wege trafen wir von Zeit zu Zeit eine mohamedanische Gebetsnische, eine im Halbkreis bis gegen 10 Fuss hoch errichtete Mauer, in der sich in der Richtung gegen Mekka eine Gebetsnische mit einer Oeffnung befindet, die einer mittelalterlichen Schiessscharte in einer Dorfmauer gleicht. Auf der anderen Seite des schmutziggelben Nilwassers wurde gewaschen, mächtige, schwarze Büffelochsen zur Tränke getrieben und an derselben Stelle Trinkwasser in steinerne Krüge geschöpft, in denen dasselbe während der kühlen Nächte abgekühlt wird. Im Hintergrunde sauste der Expresszug für Cairo vorüber. Er war aber nur für einige Augenblicke sichtbar, da die dichte Schilfwaldung, die sich zwischen uns und dem Geleise ausdehnte, ihn unseren Blicken entzog. Die links neben dem Wege fortlaufende Mauer war an vielen Stellen mit dichtem Grün bedeckt, welches hinwieder oft mit den prächtigsten Blumen in Weiss und Roth geziert war. Gerade in Alexandrien ist die Flora äusserst üppig und prächtig. Ich hatte dies schon im grossen Garten der Franziskaner gesehen, der die schönsten und ältesten Exemplare von Dattelbäumen am untern Nil einschliessen soll, beobachtete dasselbe wieder auf dem Wege und sollte nach einigen Minuten in dem grossen Prachtgarten des reichen Griechen X. meinen diesbezüglichen Begriff erst recht vervollständigen. Am

Gartenthore wurden wir freundlich vom Pförtner empfangen. Der kannte unseren Anführer und rechnete, wie mir dieser sagte, auf ein Trinkgeld — einen Bachshîsh. Jetzt hören die Trinkgelder auf, und fangen die Bachshîshe an. Der Garten bedeckt eine ungeheure Fläche Landes und bildet mit seinen Lustwäldchen, Villen, Gartenhäuschen, Statuen, kunstvoll angelegten Weihern, Springbrunnen, Obst-, Zier- und Schattenbäumen, mit seinen reichen, seltenen tropischen Gewächsen in- und ausserhalb des Treibhauses, seinen sauberen Pfaden und duftenden Blumenbeeten, mit der munteren Vogelwelt in den Zweigen und den leuchtenden Goldfischchen im Teiche, mit seinem seltenen Gestein ein wahres Paradies. Und wie da die Natur treibt und was sie leistet! Eine idealere Entwicklung der Pflanzenwelt lässt sich kaum denken. Wir schritten durch den Garten in einer Richtung, um auf die andere Seite zu gelangen, wo man ein liebes, historisches Plätzchen zeigt, nämlich die Höhle, in der der hl. Athanasius vor seinen Verfolgern Schutz suchte und fand. In Alexandrien findet man bekanntlich äusserst wenige bestimmte Plätze, die an seine grössten Zierden erinnern. Die Zeit hat alles verwischt, und viele Traditionen sind eben sehr schlecht begründet. Nach Aussage unseres Führers, des Franziskanerpaters R., der, nebenbei bemerkt, ein hohes Interesse für historische Forschungen zeigte, steht es mit der Ueberlieferung dieses Plätzchens besser, und scheinen kaum auch nur halbgtilige Beweise gegen dieselbe vorgebracht werden zu können. Deshalb war uns der Ort um so theurer. Eigenthümlich! Sobald nur irgend etwas Materielles, in die Sinne Fallendes, wie eine Kammer, ein Stein, ein Stückchen Tuch, ein Schriftzug mit der Feder, ein kleiner Gegenstand an einen Menschen erinnern, mit ihm in Zusammenhang gebracht werden, so nahet sich seine Person, seine Individualität unserem Geiste und erscheint immer deutlicher, so dass wir uns ganz in seiner Gesellschaft zu sein fühlen und seine hinterlassenen Werke mit einem viel grösseren Interesse lesen, die Worte und Sätze gewissermassen wie aus seinem eigenen Munde vernehmen. Wie doch Körper und Geist, das sinnliche und übersinnliche Leben mit einander enge verknüpft sind und sich gegenseitig bedingen! Der Heilige, dessen scharfe Reden gegen die Arianer ich öfters gelesen, stand mir wie mit einemmale so lebhaft vor der Seele. Ich stieg ruhig und schüchtern hinab und es war mir, als sollte ich ihn unten begrüssen. Beim Hinuntersteigen war Vorsicht am Platze, nicht etwa wegen der mangelhaften Treppe, sondern vielmehr wegen des grossen Unterschiedes in der Temperatur, der sich bald sehr fühlbar machte. Die Höhle scheint nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten zu sein. Sie ist zum Theil ausgemauert, und an einigen Stellen bemerkt man, dass früher weitere Gänge in das Innere der Erde

fürten. Der Boden ist sehr uneben, theilweise mit Wasser bedeckt, das auf einer Seite eine breite, offene Fläche bildet und von Quellen herzurühren scheint. Die Steine auf dem Boden sind mit Moos bewachsen, und auf jenen in den Wänden an einigen Punkten das Zeichen der Erlösung eingegraben. Die Höhle wird viel von Fremden besucht. Nachdem wir sie verlassen, ergötzen wir uns noch einmal an den herrlichen Blumenbeeten und spazierten zum Eingange zurück. Der Pfortner war ganz glücklich; der gute Franziskanerpater hatte ihm in unserem Namen eine schöne Münze in die Hand gedrückt. Leider erfuhren wir zum Schlusse von unserem Anführer, dass mit dem schönen Garten eine recht garstige Geschichte verknüpft sei, wenigstens garstig nach unserer christlichen Weltanschauung. Sie berichtet nämlich, dass der jetzige Besitzer, ein reicher Grieche, unter dessen Leitung die weitläufigen Anlagen erst ins Leben gerufen wurden, den grossen Grundbesitz von einem übermüthigen Pascha gegen seine schöne Gemahlin eingetauscht habe. Was doch nicht alles in der Welt vorkommt! Die lichten Anlagen erschienen mir jetzt wie in ein unheilvolles Dunkel gehüllt. Ganz in der Nähe des Gartenthores nahmen wir eine kleine Erfrischung zu uns und fuhren zurück in die Stadt nach Santa Caterina. Den folgenden Morgen besorgte ich meine Nummer für den Dampfer zwischen Alexandrien und Jaffa, und gegen Mittag war ich reisefertig.

(Fortsetzung folgt im nächsten Jahrgang.)

## Zur Wahl Caspar Hofmann's zum Abte von Melk (1587).

(Genaue Darstellung des Wahlaectes aus einem Manuscripte vom  
Jahre 1608—10.)

Von P. Robert Breitschopf, O. S. B., Capitular von Altenburg.

Unter den Manuscripten, die sich in der Bibliothek des Stiftes Altenburg befinden, besitzen wir auch eines, das von Fr. Jonas Anser<sup>1)</sup> aus den Jahren 1604—10 herrührt. Es ist ein stattlicher Quartband, welcher verschiedene Materien enthält: „Geometria et Astronomia; Theses in universam Aristotelis Logicam; Tractatus in Theologiam practicam; Tractatus similes casuistici et controversistici ex Bellarmino compendiose excerpti a Fr. Jona, C. M.;

1) Jonas Anser, zu Fürstenwalde im Markgrafenthume Meissen als der Sohn eines Tuchmachers geboren und im Protestantismus erzogen, hiess eigentlich »Gannss« und verwandelte später seinen Namen in den lateinischen »Anser.« Als Jüngling zum Katholicismus zurückgekehrt, trat er in das Stift Melk ein, wo er 1604 seine Profess ablegte. Im J. 1618 wurde er zum Abte von Altenburg postuliert und starb 1621 oder 1622.